



Miron Białoszewski

Erinnerungen aus
dem Warschauer
Aufstand

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1508 der Bibliothek Suhrkamp

Miron Białoszewski
Erinnerungen aus dem
Warschauer Aufstand

Aus dem Polnischen übersetzt
und mit einem Nachwort
von Esther Kinsky

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1970 unter dem Titel
Pamiętnik z powstania warszawskiego;
die Übersetzung folgt der neuen, um die zensurbedingt gestrichenen Stellen
erweiterten Ausgabe, die 2014 bei PIW in Warschau erschienen ist.

Erste Auflage 2019

© Copyright by the Estate of Miron Białoszewski,
Warszawa 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Karten im Vorsatz: Paweł Kwiatkowski

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22508-0

Erinnerungen aus dem
Warschauer Aufstand

Am Dienstag, den 1. August 1944 war es bedeckt, nass, es war nicht besonders warm. Am Nachmittag bin ich wohl hinaus auf die Chłodna gegangen (damals meine Straße, Hausnummer 40), und ich erinnere mich an die vielen Straßenbahnen, Autos, Menschen und dass mir gleich an der Ecke Żelazna das Datum einfiel, der 1. August, und ich dachte bei mir etwa in diesen Worten:

»1. August – Fest der Sonnenblumen«. Allerdings ist mir das so in Erinnerung, dass ich die Chłodna in Richtung Kercełak vor mir hatte. Doch woher die Assoziation mit Sonnenblumen? Weil sie um diese Zeit blühen, ja verblühen, weil sie reif werden ... Und damals, da war ich naiver und sentimentaler, ungewieft, so stand einem der Sinn in diesen Zeiten, naiv, ursprünglich, irgendwie sorglos, romantisch, mit Untergrund, Krieg ... Also – irgendwo musste dieses Gelb ja sein – das Licht, dieses Schlechtwetter mit diesem Hervorkommenwollen (und ja dann auch Durchbrechen) der Sonne, auf den roten Trambahnen, wie es in Warschau so ist.

Ich werde aufrichtig sein, mich auf das alles in Tatsächlichem besinnen, vielleicht zu detailliert, aber dafür wird es nur die Wahrheit sein. Jetzt bin ich fünfundvierzig, dreiundzwanzig Jahre ist es her, ich liege auf der Couch, unversehrt, lebendig, frei, bei guter Gesundheit und Laune, es ist Oktober, Nacht, das Jahr 67, Warschau hat wieder eine Million dreihunderttausend Einwohner. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich mich eines Abends ins Bett legte und zum ersten Mal Artillerie hörte. Das war die Front. Es muss der 2. September

1939 gewesen sein. Mein Schrecken damals war berechtigt. Fünf Jahre später – und die so wohlbekannten Deutschen spazierten in Uniform durch die Straßen.

(Ich benutze hier die Bezeichnung »Deutsche«, und nicht nur hier, denn sonst hört es sich künstlich an. Die Wlassow-Leute¹ wurden ja auch oft für Ukrainer gehalten. Wir wussten, dass die Nazis nicht nur Deutsche waren. Wir sahen es sogar. 1942, nach der Liquidierung des kleinen Ghettos, waren es die Letten, die mir in Erinnerung geblieben sind. Mit Gewehren. Ganz in Schwarz. Sie standen längs der Sienna. Dicht an dicht. Auf dem arischen Gehsteig. Und tage- und nächtelang behielten sie unverwandt die Fenster auf der jüdischen Seite der Sienna im Blick. Das waren Reste von Fensterscheiben in den Rahmen, mit Federbetten zugestopft. Leichenflaum. An der Straße – dieser einen Straße – verlief von der Żelazna bis zur Sosnowa keine Mauer, sondern Stacheldraht. Der Länge nach. Die Fahrbahn, die Pflastersteine – auf der anderen Seite standen Unkraut und Hahnenfuß schon hoch – waren ganz schrundig und grau verkohlt. Und trotzdem hockten die da. Und zielten. Und ich weiß noch, wie ab und zu einer schoss. Dort in die Fenster hinein.)

An diesem 1. August also hatte meine Mutter so gegen zwei Uhr Nachmittag gesagt, ich solle zu Teiks Kusine in die Staszica gehen und Brot holen; offensichtlich war kein Brot da, und sie hatten das so abgemacht. Ich ging los. Und als ich zurückkam, das weiß ich noch, waren überall sehr viele Menschen, und es ging schon drunter und drüber.

»Auf der Ogrodowa haben sie zwei Deutsche getötet«, hieß es.

Ich bin wohl nicht dorthin gegangen, wohin ich sollte, denn da ging es sofort los mit Festnahmen, trotzdem muss ich wohl doch über die Ogrodowa gegangen sein. Der Auf-

ruhr dort in Wola kann auch ganz lokal begrenzt gewesen sein, denn ich traf mich dann später mit Staszek P., dem Komponisten, und Staszek sagte lachend:

»Und meine Mutter hat noch gesagt, heute ist so ein ruhiger Tag.«

Staszek hatte selbst jede Menge Tiger gesehen.

»Da sind Panzer, groß wie Häuser.«

Sie waren also unterwegs. Jemand hatte gesehen, wie an der Mazowiecka 11 tausend Berittene (unsere Leute) ankamen. Es sah also nicht überall gleich aus. Aber es war noch nicht fünf, die »Stunde W«. Staszek und ich sollten zur Chłodna 24 gehen, zu Irena P., einer Freundin von mir aus der Untergrunduni. (Unser Polonistikseminar war Ecke Świętokrzyska und Jasna, im zweiten Stock, da saßen wir auf Schulbänken, Handelsschule Tynelski nannte sich das.) Wir sollten also um fünf bei ihr sein (um sieben war ich mit Halina verabredet, die in der Chmielna 32 wohnte, bei meinem Vater und Zocha), und weil es noch zu früh war, gingen wir die Chłodna von der Żelazna bis zur Walićów hinunter und zurück. Ein Küster rollte auf den Eingangsstufen einen Teppich aus und stellte grüne Bäume in Kübeln auf, für eine Prunkhochzeit. Plötzlich sehen wir, wie der Küster alles wieder wegräumt, den Teppich aufrollt, die Kübel mit den Bäumen wegschafft, ganz schnell, das hat uns zu denken gegeben. Und am Tag davor, glaube ich, also am 31. Juli, war Roman Ż. gekommen, um sich von uns zu verabschieden. Man hörte gerade die sowjetische Front, Panzerblitze und gleichzeitig Bomber über den deutschen Stadtteilen. Wir gingen also bei Irena vorbei. Es war noch vor fünf. Wir reden, auf einmal Schüsse. Dann irgendwie schwerere Waffen. Geschütze waren zu hören. Und überhaupt alles Mögliche. Und dann ein Schrei:

»Hurraaa!«

»Der Aufstand!«, sagten wir uns sogleich, wie alle in Warschau.

Seltsam. Denn dieses Wort hatte man vorher noch nie im Leben gebraucht. Nur in Geschichte, es kam in Büchern vor. Bis zum Überdruß. Und hier, schlagartig ... ist es da, und zwar so mit »Hurraaa« der Menge, und Tamtam. Dieses »Hurraaa« und Tamtam, das war die Eroberung des Gerichtsgebäudes von der Ogródowa aus. Es regnete. Wir hielten Ausschau, versuchten so viel wie irgend möglich mitzubekommen. Irenas Fenster gingen auf den zweiten Hinterhof mit einer roten Mauer am hinteren Ende, und hinter der Mauer zog sich ein weiterer Hof bis an die Ogródowa, mit einem Sägewerk, mit Schuppen, Holzstapeln, Wagen. Wir schauen, da kommt einer in deutscher Felduniform, mit Feldmütze und Armbinde, er springt über die Mauer aus jenem Hof dort in unseren. Er sprang auf unseren Mistkübel mit Deckel. Vom Kübel auf einen Hocker, vom Hocker auf den Asphalt.

»Der erste Aufständische!«, riefen wir aus.

»Ach, Mironék, weißt du, dem würde ich mich glatt ergeben«, sagte Irena hingerissen zu mir, durch den Vorhang hindurch.

Gleich darauf kamen Leute von der Ogródowa auf den anderen Hof gerannt und packten Bretter und Wagen für die Barrikaden.

Später – das weiß ich noch –, nachdem Staszék Nudeln gekocht und wir gegessen hatten, spielten wir irgendein Spiel, blättern in »Gargantua« von Rabelais (für mich die erste Begegnung mit ihm). Und gingen schlafen. Natürlich wurde es nicht still. Die ganze Zeit nicht. Nur die schwereren Kaliber sind leiser geworden, das wusste man später. Irena ging

also in ihrem Zimmer schlafen. Und Staszek und ich im Bett ihrer Mutter, im Zimmer der Mutter, die nicht aus der Stadt nach Haus gekommen war, versteht sich. Es regnete. Niesel. Es war kühl. Man hörte die Maschinengewehre – dieses Rattern. Serien, mal näher, mal ferner. Und bunte Leuchtraketen. Ab und zu. Am Himmel. Darüber sind wir wohl eingeschlafen.

Von Bombardierungen hatte ich so richtig zum ersten Mal 1935 gehört. Als die italienischen Faschisten Abessinien angriffen. Da saß die hinkende Mania bei uns, sie hatte Kopfhörer auf und hörte Radio, und auf einmal verkündete sie:

»Addis-Abeba wird bombardiert.«

Ich stellte mir das Haus in der Wronia vor, das von Tante Natka, ich weiß nicht, warum ausgerechnet das, und den fünften Stock, dass wir da auf dem Treppenabsatz sind, zwischen viertem und fünftem Stock. Und mit der Treppe zusammen einstürzen. Danach habe ich sofort gedacht, dass das doch unmöglich ist. Aber – wie sieht es denn aus?

Was war am 2. August 1944? Im Westen lief seit Juni die Offensive der Alliierten durch Frankreich, Belgien, Holland. Und von Italien aus. Die russische Front stand an der Weichsel. In Warschau brach der zweite Tag des Aufstands an. Das Dröhnen von Explosionen weckte uns auf. Es regnete.

Man begann sich zu organisieren. Blockweise. Wachen. Ummodeln der Keller. Ummodeln der Durchgänge zu Tunneln. Nächtelang. Barrikaden. Zuerst dachten die Leute, alles sei geeignet, so wie die mit den Brettern und Karren vom Sägewerk an der Ogródowa. (Die ganze Ogródowa – die konnten wir ja aus den Fenstern sehen – war polnisch geflaggt – ein merkwürdiger Feiertag!) In den Höfen Versammlungen und Beratungen. Bestimmen – wer, was. Wohl

auch schon ein Blättchen gabs. Eine Aufstandszeitung. Überhaupt die Aufständischen. Sie zeigten sich jetzt. In deutschem Zeug, was ihnen zwischen die Finger gekommen war: Helm, Stiefel, mit weiß der Himmel was in der Hand – Hauptsache, es schoss. Wir warfen einen Blick auf die Chłodna hinaus. Wahrhaftig: eine Front hatte sich gebildet. In ganz Warschau. Aus dem Boden gewachsen. Oder besser gesagt, etliche Fronten. Die erste Nacht hatte sie gefestigt. Und der Tag ließ sie nun vorrücken. Das berichteten die Zeitungen. Es krachte. Von allen Fronten. Geschütze. Bomben. Maschinengewehre. Vielleicht die Front? Die richtige, die deutsch-russische? Aus der Gegend von Modlin kam sie nach Warschau (unsere große Hoffnung). Von Wola kam noch nichts Schreckliches. Doch mit der Chłodna sah es schwierig aus. Irgendwie war sie schon unser Gebiet. Mit all den Flaggen. Aber an der Ecke Waliców und Chłodna war eine Wache. Ecke Chłodna – Żelazna – die zweite Wache – das Haus mit den Pfeilern. Wache, das hieß ein Haus, das ganz deutsch besetzt war, und das hieß – Schüsse aus allen Etagen (insgesamt fünf). Mit Maschinengewehren. Granaten. Immer wieder einzelne Schüsse vom Dach, hinterm Schornstein hervor, ein Verwundeter, ein Toter. Das waren die Verborgenen, die da schossen.

»Taubenhalter«² wurden sie genannt. Man rannte ihnen hinterher, suchte sie, nichts. Sie schossen aus unseren Häusern. Später erwischten sie ab und zu einen. Aber es waren viele. Die ganze Zeit. Bis zum Schluss. Angeblich kamen sie den anrückenden Panzern hinterher und sprangen in die Tore. Granaten krachten aus den deutschen Geschützen, von Wola her, vom Güterbahnhof, oder den Gleisen, vom Panzerzug, vom Sächsischen Garten aus. Flieger kamen im Tiefflug und warfen Bomben ab. Immer wieder. Oft. Manch-

mal alle halbe Stunde. Und noch öfter. Und die Panzer. Und von den Mirów-Hallen her. Und von Wola. Sie wollten eine Trasse erstürmen oder freibomben. Über die Chłodna. Die ersten Barrikaden, die provisorischen aus Holz, taugten nichts, die Panzer rollten einfach über sie weg. Die Granaten ließen sie sofort in Flammen aufgehen. Oder die Brandbomben. Ich weiß noch, wie sie aus dem Haus an der anderen Ecke von Chłodna und Żelazna, dem gegenüber der Wache, Tische, Stühle, Schränke aus dem zweiten Stock auf die Straße warfen, und unten standen die Leute wartend, packten sofort alles und rauf damit auf die Barrikaden. Und sofort fuhren die Panzer alles platt.

Dann fing man an, Platten aus dem Trottoir zu reißen, Pflastersteine aus der Straße. Es gab Werkzeug dafür. Die Straßenbahner hatten für den Aufstand soundsoviele eiserne Brechstangen und Spitzhacken beiseitegeschafft. Die verteilten sie an die Leute. Und damit wurde das Pflaster aufgerissen, die Platten hochgestemmt, die harte Erde aufgebrochen. Doch diese beiden Wachen, die störten sehr. Ich weiß noch, dass meine Mutter plötzlich am Haus Nummer 24 auftauchte, auf dem Hof bei Irena. Sie machte sich Sorgen um mich. Sie war von jenseits der Żelazna gelaufen gekommen, von der Chłodna 40. Sie hatte was zu essen mitgebracht. Ich wollte lieber mit Staszek bei Irena bleiben. Ich brachte meine Mutter bis zur Ecke. Diese Ecke bei der Wache. Wir trennten uns sofort, und jeder ging in seine Richtung. Alles gebückt, im Laufen, in Deckung an den Barrikaden lang. Über der Kreuzung selbst hatten sich die gerissenen Oberleitungen irgendwie verheddert und verwickelt – vom Beschuss war das –, und außerdem hatte einer ein Hitlerporträt daranhängt, was die Deutschen erboste. Und sie schossen auf die Kreuzung. Die Taubenhalter ließen es qualmen.

Ich kann nicht mehr genau auseinanderhalten, was am 2. und was am 3. August passiert ist (Mittwoch und Donnerstag). Beide Tage waren bedeckt, und es nieselte. Brände gab es schon, Bomben. An beiden Tagen mussten wir runter. »In den Luftschutzraum!« – das hieß einfach in den Keller. Zu Beratungen auf den Hof, zum Wacheschieben, zur Arbeit beim Schweißen, beim Bau der Barrikaden. Noch wohnte man oben, im dritten Stock. Aber man hielt sich im Flur auf, allenfalls in der Küche, in den innersten Räumen jedenfalls, weil die Geschosse einschlugen. Einmal rannten Irena P. und ich hinunter, ohne Schuhe, glaube ich, der Fliegerangriff fing schon an, mit Bomben. Staszek saß gerade auf der Toilette. Die Bomben fielen schon. Aber auf unser Haus keine. Ein paar Minuten später kam Staszek herunter:

»Also wisst ihr, ich sitz auf dem Klo, da geht die ganze Schüssel samt Brille und mir einen Stock tiefer ... Also ich sag euch ...«

Doch man konnte nicht direkt auf die Chłodna hinaus. Klar. Das Tor war verbarrikadiert wie alle anderen. Wir beschlossen, die Fahne zu hissen. Steckten sie so auf, dass sie durch das Eisengitter hinausragte.

»Habacht!« und: *Noch ist Polen nicht verloren.*

Die Deutschen ballerten los. Auf die Flagge. Auf's Tor. Einer kriegte was am Finger ab. Wohl der Leutnant, der die Flagge rausgehängt hatte. Oder vielleicht der Fliegerabwehr-Kommandant des Streifens, auf dem sich das Haus befand. Ich weiß es nicht mehr. Irgendwann dann ein schreckliches Krachen. Alles machte einen Satz. Wir runter.

»Die Deutschen haben sich mit der Wache an der Ecke Waliców in die Luft gejagt!«, schrien die Leute.

»Und fünf Häuser mit!«

Wir alle raus auf die Chłodna. Die Straße ganz in Schwa-

den gehüllt. Rot und braun. Ziegelstaub, Rauch. Als sich die Schwaden legen, erblicken wir eine schreckliche Verwandlung. Rötlich grauer Staub bedeckte alles. Die Türen. Das Laub. Sicher einen Zentimeter dick. Und diese Zerstörung. Eine Wache war weg. Aber um welchen Preis. Die Stimmung änderte sich. Wurde unruhig. Zunehmend. Und dieser Anblick. Vom Żelazna-Brama-Platz, vom Bank-Platz, der Elektoralna, über die Chłodna auf unserer Seite rannten Menschen an der Mauer entlang, rannten und rannten, Frauen, Kinder, alle geduckt, grau, staubbedeckt. Ich weiß noch, dass die Sonne unterging. Es brannte. Die Menschen rannten und rannten. Ein Strom. Aus den zerbombten Häusern. Sie flüchteten nach Wola.

Am nächsten Tag gegen Abend hieß es, Staszek und ich sollten Gehsteigplatten schleppen. Auf die andere Straßenseite. Staszek packte eine Platte und trug sie hinüber. Ich war verblüfft. Auf einmal Granaten. Eine schlägt in die hölzerne Feuerwehrrücklage auf der Chłodna ein, hinter der Kirche. Sie geht in Flammen auf. Im nächsten Moment schlägt was in die Mirów-Hallen ein. Sie fangen Feuer. Lichterloh. Tomatenfarben und so. Die Sonne geht unter. Zum ersten Mal schönes Wetter. Die Leute rennen auf unserer Seite der Chłodna an den Mauern entlang zur Elektoralna und weiter. So wie gestern. Dieselben Leute. Sie flüchten aus Wola.

»Die Ukrainer kommen von Wola und schlachten ab! Werfen alle ins Feuer!«

Am fünften Tag, Samstag, den fünften August. Langes Krachen. Ich laufe aus dem Tor hinaus.

»Die Wache ist eingenommen!« Ich raste die Treppe hinauf. Mit dieser Freudenbotschaft. Zu Irena und Staszek. Die Chłodna war frei. Im Handumdrehen war die ganze Straße

geflaggt. Bald strömten die Menschen in Massen heraus. Um Barrikaden zu bauen. Alle. Frauen. Greise. Das weiß ich noch. Verkäuferinnen in weißen Schürzen. Und die ältere Dame, die mir schnell mit einer Hand die Ziegel reichte, denn in der anderen Hand hielt sie eine Tasche. Ich gab die Ziegel an eine Verkäuferin in weißer Schürze weiter. Und so fort.

»Kette! Kette!«, schrien wir.

Die Ziegel kamen von einem der gesprengten Mietshäuser an der Ecke Waliców-Straße. Plötzlich Flieger. Wir flüchten ins Treppenhaus eines Jugendstilhauses, Nummer 22 oder 20. Bomben. Wir runter in den Keller. Es war glaube ich das Haus von Herrn Henneberg dem Ingenieur, einem der Brüder Henneberg, dem Vater von drei Schul- und Pfadfinderkameraden von mir, die ich vor dem Krieg hier besucht hatte. Ich weiß noch, als ich damals bei ihnen eintrat, waren viele Leute da, die Tür zum Balkon war offen, ein schrecklicher Lärm von der Straße, als ob der Verkehr mitten durch die Wohnung ging. Gestern oder vorgestern hatte Herr Henneberg an einem Oberleitungsmast der Straßenbahn gestanden und hatte Kabel durchgeschnitten und heruntergeworfen, damit sie sich unter den Panzern verhedderten, er fluchte dabei auf die Deutschen, ganz laut. Vor kurzem, erst in diesem Jahr, habe ich aus der Wochenzeitung »Stolica«³ erfahren, dass einer der jüngeren Henneberg-Brüder, also einer von meinen Kameraden, damals im Aufstand gefallen ist. Ein zweiter ist auch umgekommen. Ihre Mutter ist mir noch aus der Schulzeit in Erinnerung, damals war sie in Trauer, sie hatte sehr helles Haar. Man hörte jetzt Panzer. Sie kamen näher. Gingen aufs Ganze. Wir mussten fliehen.

In diesem Keller dort oder im Haus, da war ein älterer Mann.

»Woher sind Sie gekommen?«, fragte ich ihn.

»Von Krakowskie Przedmieście.«

Dann erzählt er, wie die Deutschen Menschen abgreifen und sie vor den Panzern her auf die Aufständischen zu jagen, damit diese zuerst auf die Gejagten schießen.

»Und die ganze Straße ist abgebrannt.«

»Welche?«

»Na, Krakowskie Przedmieście.« Ganz traurig sagte er das.

Ich hatte mich damals gewundert, erstmal darüber, dass jemand Krakowskie Przedmieście als Straße bezeichnete, und zweitens, dass dieser ältere Herr deshalb so schrecklich betroffen war. Heute wundert mich das nicht.

Nach dem Bombenangriff gingen wir hinaus. Wir sollten zur nächsten Barrikade kommen, direkt auf der Żelazna. Die Männer jedenfalls. Ich rannte hin. Hacken und Spaten wurden ausgeteilt. Für die Pflastersteine und die Gehsteigplatten. Zum Teil waren auch schon Gräben ausgehoben. Zum ersten Mal sah ich das Gewirrr von Leitungen und Rohren dort unter der Erde. Wir wurden angehalten, möglichst vorsichtig zu graben. An der vierten Kreuzung auf der Żelazna hatten sie einen Zigarettenkiosk umgeworfen, als Hindernis. Die Zigaretten lagen verstreut herum. Ein Typ fing an, sie aufzusammeln.

»He, Mann, in so einem Augenblick!« Alle möglichen Leute schrien auf ihn ein. Da wurde es ihm peinlich, er hörte auf, grub mit uns weiter. Auf einmal tragen sie die Leichname dieser Deutschen aus der Wache an uns vorbei. Halb entkleidet. Und barfuß. Die grünen Fußsohlen ragen auf. Nackt. Und von einem oder zwei Deutschen ist mir der Bauch in Erinnerung geblieben, der sich über der Schubkarre wölbte. Auf jeder Schubkarre lagen mehrere. Die müssen jetzt begrä-

ben werden. Auf der Grünfläche vor der Borromäus-Kirche. Und kein Kreuz drauf. Und dann musste der Kreis aus Erde wieder hergerichtet werden. (Später, schon fast im Dunkeln, sah ich, dass sie das gemacht hatten.) Sie rufen mich zum Helfen. Ich schäme mich, abzulehnen. Aber ich wünsche mir in dem Augenblick einen Bombenangriff, damit der es für mich erledigt. Und der kommt auch. So schnell, blitzschnell. Im Tiefflug. Und da sind schon die Bomben! Und die mit den Schubkarren lassen die Griffe los, die Karren fallen, alles in Aufruhr, die Leichen der Deutschen rein in die Gräben, in die Schützengräben, prallen auf Rohre, Leitungen und bleiben irgendwo dort unten. Allerdings gab es dann welche, die sie wieder rausholten. Doch das waren dann andere. Nach den Bomben. Ich rannte weg vor alldem, zwei Häuser weiter.

Danach zurück zu Irena. Wir beschließen, uns zu trennen. Jeder zu seiner Mutter. Irena bleibt hier, bei sich zu Hause. Ich soll nach Hause gehen, Chłodna 40. Staszek zu sich, Sienna 17. Doch von dort kommen schreiend Menschen gerannt:

»Die Pańska ist zerbombt!«

»Die Pańska ist zerbombt!«

Zwischen Waliców und Żelazna verabschieden wir uns. Ich renne Richtung Żelazna. Menschenmengen, Gegenstände, Zerstörung, Veränderungen, Durcheinander. Gedränge. Rennen. Taubenhalter. Das weiß ich noch. Ich schaue: Von der Chłodna aus kommen über die einzelnen Gassen bei den Arkaden etliche Pfadfinderchen eingebogen, ich glaube in grünen Uniformen. Mit Benzinflaschen. Sie biegen in die Żelazna ein. Das Wetter ist schön. Samstag. Sonne. Ich gehe in unsere Wohnung. Meine Mutter ist da. Und außer meiner Mutter:

»Babu Stefu!« Tatsächlich, da saß sie auf einem Stuhl. Im Wohnzimmer. Mir nichts dir nichts. Ich hatte ihr diesen Namen gegeben, nachdem ich gerade Rabindranath Tagore gelesen hatte, wo ein Panu Babu vorkommt. Stefa – eine Jüdin – war bis zum Frühjahr 44 unsere Untermieterin gewesen. Fastfamilie. Vorher hatte sie bei der zweiten Frau meines Vaters gewohnt (der unehelichen, Zocha), an der Chmielna 32, zusammen mit Zocha, meinem Vater und Halina. Ich weiß nicht mehr, es muss noch einen anderen Grund gegeben haben, vielleicht hatten sie sich einfach gestritten, jedenfalls war es an einem Tag im Jahr 42, als wir also gerade eine ehemals jüdische Wohnung bekommen hatten, denn dort war das Ghetto gewesen, die Ghettomauer ging zwischen Wronia und Towarowa quer über die Chłodna, sie hatten das Ghetto gerade verkleinert, dauernd machten sie es kleiner, deshalb gab es etliche leere Wohnungen, und mein Vater hatte sich eben um diese bemüht, in der Chłodna 40. Diese Wohnung war eigentlich nicht beschädigt, nur irgendwie befremdend, mitten in unserer Küche lag ein vertrockneter Haufen, von einem Menschen natürlich, und just dort in der Küche quartierte sich Stefa ein, zog den grünen Vorhang vor, wenn jemand bei uns zu Besuch kam, obwohl sie ihn manchmal auch wieder zurückzog, denn ein paar Familienfreunde und -angehörige kannte sie, sie hatte Vertrauen, und im Übrigen wussten ganz wenige über sie Bescheid. Ich also rufe aus:

»Wie kommen Sie hierher!« ... und wir freuen uns, begrüßen uns, rufen, wundern uns, was für ein Zufall! Ich bin wohl am meisten erstaunt. Babu Stefu, nein, so was! ... Wie haben Sie es hierher geschafft?

»Ach!« Der Stuhl, auf dem Stefa saß, hatte auch früher jüdischen Leuten gehört, aber nicht aus unserem Haus, son-